



GONDELN VOLLER FELLOWS  
GUSTAV SEIBT

---

Gustav Seibt (geb. 1959) ist Literaturkritiker und Journalist. Er studierte Geschichte und Literaturwissenschaft in Konstanz, München, Bielefeld und Rom. Nach mehreren Jahren als Feuilletonredakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* arbeitete er für *Die Zeit* und als Kultur-Redakteur der *Berliner Zeitung*. Er lehrte als Professor in Göttingen und schreibt heute Rezensionen für die *Süddeutsche Zeitung*. Veröffentlichungen: *Anonimo romano: Geschichtsschreibung in Rom an der Schwelle zur Renaissance* (1992); *Rom oder Tod: Der Kampf um die italienische Hauptstadt* (2001); *Deutsche Erhebungen: Das Klassische und das Kranke* (2008); *Goethe und Napoleon: eine historische Begegnung* (2008); *Goethes Autorität* (2013). – Adresse: Süddeutsche Zeitung, Französische Straße 48, 10177 Berlin.

Den Abschluss dieses langen Jahres brachten für mich erst zwei Ereignisse im Juli, obwohl meine offizielle Zeit am Wissenschaftskolleg eigentlich schon Ende Februar abgelaufen war: der zusammen mit Avi Lifschitz und Iwan D’Aprile (Universität Potsdam) veranstaltete Workshop zu „Republikanismus – Konstitution – Imperium“ über deutsche Intellektuelle und die Politik um 1800 und der Ausflug ins Wörlitzer Gartenreich, den Carl Grouwet und ich mit entsagungsvoller Hilfe von Vera Schulze-Seeger organisieren konnten.

Zwanzig Fellows nahmen teil, die zwei Gondeln füllten, auf denen wir uns durchs Gartenreich rudern lassen konnten, bei gedeckten Tischen und mit gefüllten Gläsern. Dass diese Reise ins Traumland der deutschen Aufklärung auch kunsthistorisch ein Erfolg war, zeigten hinterher die brillanten Fotoserien von José Emilio Burucúa und Birgitta Whaley: Selten habe ich die unendlich schönen und feinen Details vor allem der

Dekors im Schloss und in der Villa Hamilton so strahlend genau gesehen wie auf diesen Bildern.

Die Reise nach Wörlitz ließ zwei Leitmotive meiner Arbeit in diesem Winter noch einmal in einer Metamorphose erklingen: In meinem Dienstagsvortrag vor Weihnachten zur Deutschen Geschichte versuchte ich, einem gemischten, internationalen Publikum – die Fellows kamen in diesem Jahr aus dem pazifischen Raum, dem Nahen Osten, Nord- und Lateinamerika und aus vielen europäischen Ländern – einen Blick auf die vornationale deutsche Vergangenheit zu eröffnen, auf das Land der Kleinstaaten, der kolonialen Wanderungen nach Osteuropa, dessen Finalität nie der homogene Nationalstaat französischer Prägung sein konnte. Dass ich die eigentlich unverantwortliche Aufgabe einer „Deutschen Geschichte in 1 Stunde“ überhaupt annahm, verdanke ich dem Drängen von Luca Giuliani, vermutlich einem der wenigen Gelehrten in Deutschland, der ermessen kann, wie viel Mühe und Kopfzerbrechen das Weglassen bedeutet, das dann zu einem scheinbar einfachen Ergebnis führt. Seit meinem Mathematik-Abitur habe ich keine so anstrengenden Kopfrechnungen mehr veranstaltet. Die Skizze, die ich aus dieser Bemühung mit in den Alltag zurückbringe, wird mich noch längere Zeit begleiten. Selten hatte ich außerhalb meiner beruflichen Tagesarbeit das Gefühl, so nah an der Aktualität zu sein, denn in diesem Winter erhielten die Debatten über die Rolle Deutschlands in Europa immer dramatischere Akzente. Alle Grundfragen der deutschen Geschichte müssen deswegen gewiss nicht neu gestellt und beantwortet, wohl aber in neue Verbindungen gebracht werden. Die Lehre dieser Jahre ist, dass abgetane Fragestellungen wie die nach Deutschlands Gewicht im europäischen System von Gleichgewicht und Hegemonie in verwandelter Gestalt zurückkehren. Ich darf aber für mich in Anspruch nehmen, davon nicht überrascht zu sein. Die klassischen Bücher von Ludwig Dehio und Heinrich Triepel werden auch international derzeit neu diskutiert. Darüber einen Mittag lang mit Jürgen Kocka zu debattieren, war ein besonderes Vergnügen.

Und es war eine Freude, den vielen freundlichen Fellows, die nach einführender Lektüre fragten, einfach *Dichtung und Wahrheit* zu empfehlen – als Buch, das die Lage in Deutschland an der Schwelle zwischen Altem Reich und neuen Staatsbildungen mit unübertrefflicher Klarheit vor Augen führt, in einem Moment, in dem die Weichenstellungen zur gewaltsamen Nation noch nicht gemacht worden waren.

Goethe als Augenöffner auch für eine neue deutsche Geschichte: Das beschäftigt mich seit *Goethe und Napoleon*, der Darstellung, die ich einem Aufenthalt am Kolleg im Jahrgang 2007/08 verdanke. Hier wurde mir erst die fatale Nichtnotwendigkeit des deut-

schen Wegs in den modernen Nationalismus bewusst, durch die konkrete Anschauung der Umstände, die fast alle Zeitgenossen Goethes auf ihn brachten, aber auch durch den bedachten Widerspruch, den Goethe als Einzelner dieser scheinbar unaufhaltsamen Tendenz entgegensetzte.

Diesmal galt meine Bemühung zunächst den beiden anderen großen zeithistorischen Erfahrungen Goethes: der Beobachtung Friedrichs des Großen, die am Ende in einen Kampf übergang, und die Erfahrung der Revolutionskriege von 1792–93. Gerade diese letztere wird gern mit den abgekühlten Darstellungen in Goethes Alter verstanden, während eine – nach dem Vorbild von Roberto Zapperi – vergleichend verfahrenere Interpretation der späten Aufbereitungen und der zeitgenössischen Zeugnisse zu einem ganz anderen Bild führt. Am Ende der Belagerung von Mainz im Juli 1793 wurde Goethe auch Zeuge der Liquidation des ersten Demokratieversuchs auf deutschem Boden. Hinter der berühmtesten politischen Äußerung, die von Goethe überliefert ist – „ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen“ –, tut sich ein beachtlicher Abgrund an unverstandenen konkreten Voraussetzungen auf, für den ich zu Beginn selbst bei erfahrenen Rechtshistorikern wie Dieter Grimm, Alexandra Kemmerer und Michael Stolleis vergeblich um Rat fragte.

Erst durch langwieriges Scrollen in den Scans, die Sonja Grund mir mit unablässiger Geduld auf die Festplatte packte, erkannte ich die vergessene zeitgenössische Diskussion hinter der berühmten Lynchszene, mit der Goethe 1820 seine gesamte Schriftstellerei zur Revolution abschloss. Es ging dabei um die vollkommen neue Frage, welchen rechtlichen Status feindliche politische Kämpfer überhaupt haben – es handelt sich bei den zusammengeschlagenen „Clubbisten und Comitisten“ ja nicht um Soldaten, für die das Kriegsrecht galt, in diesem Fall die Bestimmungen einer militärischen Kapitulation zwischen Belagerern und Belagerten, sondern um politische Schützlinge (für die Franzosen) oder um Hochverräter (für Preußen und den Mainzer Kurfürsten). Sie gerieten buchstäblich in einen rechtsfreien Raum, als sie die aufgehobene Mainzer Republik verließen.

Damit öffnete sich der Blick auf ein Thema, das Wieland schon im Winter 1792 im *Teutschen Merkur* zur Sprache brachte und das Friedrich Gentz zehn Jahre später in eine erste Systematik brachte: Revolutionsexport als Kriegsmittel. Hat man dieses Thema verstanden, ändert sich unverzüglich auch der Blick auf Goethes so umstrittene Revolutionsdichtung zwischen dem „Bürgergeneral“ und „Herrmann und Dorothea“. Diese nämlich handelt an kaum einer Stelle von der Französischen Revolution, sondern nur von ihrem Export, ihrer Rezeption in Deutschland, im Gegensatz zu den Stellungnahmen etwa von

Wieland und Herder, die immer auch die Pariser Ereignisse in den Blick nehmen. Der Eklat zu Beginn der *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* entzündet sich an der Frage, wie mit den besiegten Mainzer Jakobinern umzugehen sei – das Thema, das Goethe noch 1820 bewegte. Erst das spätere Drama „Die natürliche Tochter“ enthält, wenn auch in verkappter Form, wie Hans-Jürgen Schings erst 2010 nachweisen konnte, unmittelbare Bezüge zu den Pariser Schreckensereignissen von 1792, die dann auch in „Campagne in Frankreich“ und „Belagerung von Mainz“ am Horizont erscheinen.

Umso dankbarer war ich, dass Schings an unserem sommerlichen Workshop teilnahm, mit einer riskierten These, die von der Kritik der Teilnehmer noch einiges profitiert haben dürfte. Goethes Abstinenz von den Pariser Geschehnissen und seine Konzentration auf ihre deutschen Auswirkungen gab dann auch den Blickwinkel des Workshops insgesamt vor: Nicht passive Rezeption, sondern eigenständig produktive Aneignung oder Abstoßung sollte sein Thema sein. Avi Lifschitz hat es durch die Gegenüberstellung des französischen Bürgerrechtsuniversalismus in Fragen der Judenemanzipation und der Berliner Debatten über Staat und Religion zwischen Mendelssohn, Humboldt, Friedländer und Schleiermacher am brilliantesten durchgeführt. Auch dies ein Beitrag zur Nichtnotwendigkeit deutscher Sonderwege, für den ich ihm ganz besonders dankbar bin.

Was für ein gesprächsreicher, freundschaftsbegründender Jahrgang 2012/13 war, lässt sich kaum zusammenfassen. Zu nett, fanden strenge Fellows wie Jonas Grethlein. Ich hatte aber bei Tisch und in den Sitzungen nie den Eindruck, irgendjemand halte sich zurück. Franco Moretti, Hubertus Buchstein, Daniel Boyarin sind nicht das, was man Ja-Sager nennt. Von Ussama Makdisi habe ich mehr gelernt als aus zwanzig Jahren Nahost-Berichterstattung. Die Musiker vom Quatuor Diotima und Mark Andre viele Wochen und Monate bei Tisch zu haben und ihrer Musik zuhören zu dürfen, ist ein Privileg, das nur von dem Glück übertroffen wird, wenn einem französische Musiker vorhalten, man habe die Rolle Bismarcks in der deutschen Geschichte doch etwas kleineredet. Auf all das werde ich zurückkommen.